

### III. 44.

## Margot Kerres geb. Böhm

### Karst

Vermittelt durch: R. Kerres, Niederfeldgasse, 79540 Lörrach

## Sie wollten ihn Glatz bleiben – ob deutsch oder polnisch

Sie ist 1933 geboren und wächst in der Stadt **Glatz an der Neiße** auf. Ihr Vater hat ein Korb- und Spielwarengeschäft, drei Gesellen, die er alle entlassen muss, als er im März 1943 plötzlich zur Wehrmacht nach Liegnitz einberufen wird, wie vier andere seiner Brüder. Er muss im September 1943 als Sanitäter nach Russland. Einmal noch auf Urlaub, gilt er seit dem 17.8.44 als vermisst. Seit Sommer 1944 keine Schule mehr: in den Gebäuden sind Lazarette. Sie hat vier Geschwister: Sie ist 1944 elf Jahre, ihr Bruder Werner 6 und die Schwester Rosa 2 Jahre, ein Bruder ist an Diphtherie gestorben. Die Front kommt näher, Fliegeralarm, dann am 7.5.1945 der Befehl: alle Bewohner raus, Glatz wird zur Festung erklärt. Sie flüchten nach Ullersdorf, das in der Nacht aber lautlos von den "Russen" besetzt wird. Glatz wird nicht verteidigt, nur ein paar Hitlerjungen kämpfen, ein Russe wird dabei getötet, worauf alle Hitlerjungen erschossen werden - und die "Russen" drei Tage Freiheit bekommen: Plündern, Vergewaltigen. Sie kehren dennoch zurück. Ausweiskontrolle, ein Russe geht mit der kleinen Schwester weg. Angst, doch er spielt mit ihr am Fluss. Auch später helfen zwei hochdekorierte Russen, den Leiterwagen ein Feld hoch zu bugsieren. Die Oma dagegen wird von Soldaten getreten, Tante Hilda vergewaltigt. Hunger, Betteln um Brot. Nach einigen Wochen "kamen unzählige Polen und Zigeuner nach Glatz". Wohnungen werden besetzt, deutsche Spuren gelöscht, die Frauen zu Dienstboten gemacht. Keine Schule mehr für deutsche Kinder, Deutsche müssen Armbinden tragen, werden bespuckt. Selbst ihr Puppenwagen wird verkauft, um etwas Geld zu bekommen. Am 1. März 1946 der Befehl durch polnische Polizei: In 5 Minuten Wohnung verlassen. Geheimpolizist im Haus schützt sie und die Mutter, die Oma und die Tante müssen aber mit, werden später zum Hauptbahnhof getrieben: "Ich habe meine Oma und Tante Pauline nie mehr wieder gesehen." Sie arbeitet dann mit 12 in einem polnischen Haushalt, bei guter Laune gibt ihr die Frau etwas zu Essen mit nach Hause. Im Mai 1946 wird auch die Verwandtschaft in **Eichenau** vertrieben: nach Westdeutschland. Im September 1946 die Nachricht, dass die Oma "an den Folgen der Fußtritte von dem Russen verstorben ist". Im Juli 1947 die Alternative: polnische Staatsangehörigkeit oder Vertreibung. Mutter entscheidet: Sie bleibt deutsch, also in den Zug: 49 Viehwaggons, in jedem 30-35 Personen. Dann drei Tage Fahrt, eine Frau wird im Waggon verrückt, Übergabe an Russen, Entlassung, zwei Wochen im Lager Finsterwalde. Am 6.8.1947 weiter nach **Deutsch Sorno**, im Kreis Lukau in Ostdeutschland. Keiner der Bauern will sie als Arbeitskräfte, Betreuerin bringt sie in ein Auszugshaus auf einem Bauernhof. Dann zu einem älteren, kinderlosen Ehepaar, das widerwillig das Wohnzimmer abgibt. Zwei Onkel gefallen, einer vermisst. Im März 1948 in den Westen, wo nun Verwandte in **Büderich** leben. Arbeit bei einem Bauern, Mutter und Geschwister aber müssen wieder schwarz zurück über die Grenze. Schlimme Weihnacht 1948, allein mit Tränen. Bauer nutzt sie aus, andere Frauen auf dem Feld glauben ihr nicht ihr Schicksal. Im Dezember 1949 will sie zurück in die DDR. Doch die Russen schicken sie zurück: wieder zu einem Bauern. Berufsschule. 1952 besuchsweise nach Deutsch Sorno. 1953 lernt sie ihren Mann Heinz Kerres kennen, arbeitet in Büderich in der Apotheke im Haus und im Labor. Nach Krankheit Arbeit in einer Großküche in Neuss. 1956 Flucht der restlichen Familie nach Westdeutschland. Inzwischen drei Söhne, Haus und Garten, Enkelkinder. Mehrmals schon Besuch in Glatz in den letzten Jahren: Elternhaus steht nicht mehr.

## Wir wurden aus der Schlesischen Heimat vertrieben

### Vorwort

Unweit der Tschechischen Grenze liegt märchenhaft eingerahmt von Bergen, zum Beispiel dem Glatzer Schneegebirge, dem Adlergebirge, dem Mensengebirge, Heuscheuergebirge, Eulengebirge,

Reichensteinergebirge und Bielergebirge das schöne schlesische Städtchen Glatz. Zu meiner Kindheit war Glatz weit und breit bekannt als Divisionsstadt, welche als Krone die große, weit über die Stadt hinausragende Festung hat.

Wenn man mitten in der Stadt steht und von weitem die hohen Mauern der Festung betrachtet, kann man sich so richtig in die Zeit des alten Fritz zurückdenken. Denn Friederich der Große war es, der die Festung 1742 von den Österreichern übernahm und 1743 die Anweisung gab, die Befestigung zu erweitern. Am Fuße der Festung liegt die Böhmisches Straße. Beiderseits der Straße stehen große alte Häuser, die vor vielen Jahren zu der Festung gehörten.

In der näheren Umgebung von Glatz findet man viele Kurorte. Da ist Bad Landek, Bad Kudowa, Bad Reinertz und andere mehr. Es war an einem November Abend im Jahre 1933, der Himmel war grau voll Schnee und über die Erde fegte ein kalter Wind. Auf der Straße waren nur wenige Menschen, die eiligst ihren Besorgungen nachgingen.

In einem Haus auf der Böhmisches Strasse dagegen war reger Betrieb, denn da hatte eine junge Mutter einem kleinen Mädchen das Leben geschenkt. Als die Hebamme das Achtmonatskind der Mutter in die Arme legte, lag ein müdes Lächeln über ihrem Gesicht, denn nun war das gewünschte Töchterchen da. Der Vater saß beglückt am Rand des Bettes und hielt die Hände seiner Frau. Bei guter Pflege entwickelte sich die kleine Margot, welche ich selbst war, zu einem lebhaften gesunden Kind.

Mein Elternhaus war ein großes Geschäftshaus. Im Parterre war unser Korb und Kinderwagen-geschäft mit drei Ausstellungsräumen und unsere Küche. In der ersten Etage war unsere Wohnung, auch die von Vaters Eltern und die Wohnung von Tante Pauline, das war Omas Schwester. Die zweite Etage wurde bewohnt von Frau Höfler, Familie Neumann, Familie Klose und ein Zimmer von Onkel Alfons, das war der ledige Bruder von meinem Vater. In den Kellerräumen befanden sich die Korbmacherwerkstatt, Lagerräume und die Schwefelkammer. Da wurden ab und zu Körbe geschwefelt, das hat fürchterlich gestunken. Warum das gemacht wurde weiß ich auch nicht.

Das Haus war ein Eckhaus und hatte Hanglage. Dadurch war die Werkstatt und die anderen Räume nicht im Keller, sondern lagen auch über der Erde. Der eigentliche Keller war noch viel tiefer. Der Eingang zum Geschäft und die Haustür waren auf der Böhmisches Straße 5. Von der Domgasse aus gab es auch noch zwei Haustüren in unser Haus.

Mein Vater war Korbmachermeister und hatte in seiner Werkstatt drei Gesellen beschäftigt. Einer von ihnen war sehr lustig, er lernte mir viele Lieder und erzählte auch schöne Geschichten. Wenn ich mal nicht wusste, was ich machen sollte, da ging ich einfach in die Werkstatt zu Herrn Weigang und wollte wieder etwas Lustiges von ihm hören. Mein Vater hatte mich sehr gern, darum ließ er es gewähren. Ich wurde von meinen Eltern liebevoll Muckele genannt. I

Im November 1936 wurde mein Bruder Hans geboren. Er war ein süßer kleiner Junge. Mutti hatte nun im Haushalt ein Mädchen, welche sich um unser leibliches Wohl kümmerte. Im Geschäft stand unsere Mutter und bediente ihre Kunden, jeder hatte sie gern wegen ihrer Liebenswürdigkeit. War Mutti mal nicht gleich zur Stelle, wenn die Kunden kamen, so lief ich schnell in den Laden und sagte: Augenblick, die Frau Böhm kommt gleich. Die Kunden hatten Spaß an mir, weil ich doch erst ein kleiner Dreikäsehoch war. So sagte man das damals.

Wir führten im Geschäft nicht nur Korbwaren, auch Kinderwagen und Spielsachen in großer Auswahl. Die gelieferte Ware wurde meistens am Abend ausgepackt und ausgezeichnet. Wenn ich tagsüber besonders artig war, durfte ich beim Auspacken dabei sein. Das war für mich sehr schön und ich probierte gleich alles aus, ob es auch in Ordnung war. Wenn es dann plötzlich hieß: ins Bett gehen, da war ich natürlich sehr traurig. Gern bin ich zu Onkel Alfons in sein Zimmer gegangen. Er spielte oft auf seiner Geige, ich saß dann bei ihm und hörte aufmerksam zu.

Am 2. April 1938 kam mein Bruder Werner zur Welt auch er war ein gesundes süßes Kind. Wir hatten am Stadtrand einen Schrebergarten und gleich neben unserem war der Garten von der Oma. Im Sommer bin ich oft mit der Oma und dem kleinen Bruder Hans in den Menuritten Anlagen spazieren gegangen oder sie ist mit uns in den Schrebergarten gegangen.

Es war am 1.9.1938: die Glatzer Oma mit Hans im Sportwagen und ich gingen auch wieder mal in den Menuritten Anlagen spazieren. Da kam uns plötzlich auf dem Gehweg Wasser entgegen. Wir kehrten schnell um und gingen nach Hause. Das war ein sehr schlimmes Hochwasser, was da in die Stadt kam. Es war das Höchste seit 110 Jahren.

Es gab aber auch noch die Großeltern in Eichenau mit einem Bauernhof mit Tante Annchen, die nur fünf Jahre älter ist wie ich, und eine ältere strenge Tante Mariechen. Dazwischen waren Onkel Rudi, Onkel Max, Onkel Gerhard, Onkel Alfons, Onkel Erich und Onkel Karl. Oft, aber auch sehr gerne war ich in Eichenau. Da gab es auch keine Langeweile. Im Sommer ging ich mit aufs Feld oder ich spielte im Garten. Auch in den Ställen bei den Tieren war ich zu finden. Ich wurde von den Großeltern, Tanten und Onkeln gut behandelt, sie verwöhnten mich, wo sie nur konnten.

Im Juni 1939 starb unser Glatzer Opa und am 10. September 1939 starb auch unser Bruder Hans. Das war eine Tragödie, der Junge starb an Diphtherie, und der Arzt hatte die Krankheit nicht erkannt. Nun war Trauer in unser Haus eingekehrt. Obwohl ich erst 6 Jahre alt war, spürte ich den großen Schmerz.

Als ich dann im Juli 1940 eingeschult wurde, konnte ich nur noch in den Schulferien nach Eichenau. Ich ging in Glatz in die Hans-Schlemm-Schule, eine Mädchenschule am Böhmisches Tor, nur 10 Minuten von meinem Elternhaus entfernt. Meine Klassenlehrerin war Frl. Pitrikowski.

Wir führten ein zufriedenes harmonisches Familienleben, obwohl inzwischen seit dem 1.9.1939 Deutschland im Krieg mit Polen, Frankreich und England war. Dann aber ganz plötzlich wurde Onkel Karl zur Wehrmacht eingezogen. Das war für die Familie ein Schock.

Die Schule machte mir Spaß, ich kam auch gut mit. Die Ferien waren natürlich das Beste, denn ich durfte dann wieder nach Eichenau. Tante Annchen lernte mir auf der Landstrasse das Fahrradfahren, das konnte man damals wagen, weil es nur wenige Autos gab. Oft fuhr ich in den Straßengraben, aber ich kam immer wieder wohlbehalten da heraus.

Auf der Dorfstrasse, gleich gegenüber dem Bauernhof meiner Großeltern, stand ein großer Lindenbaum. Wenn die Linden in voller Blüte standen, ging ich mit Annchen in den Baum und wir pflückten fleißig die Blüten. Sie wurden dann im Haus, oben auf dem Speicher zum Trocknen ausgebreitet. Im Winter gaben die Blüten einen wohlschmeckenden Tee.

Die Winterzeit war in Glatz auch eine sehr schöne Zeit. Sobald Schnee lag, fing das Rodeln an, wobei es immer viel Spaß gab. In die Schule ging es im Winter auch manchmal mit dem Schlitten. Zwar musste man ihn auch oft ziehen, aber das spielte ja keine Rolle. Am schönsten war es, wenn wir die Treppen runterrodelten, auch wenn es mal Beulen gab.

1941 durfte unsere Lehrerin Frl. Pitrikowski nicht mehr ihren Namen führen. Sie hieß ab sofort Frl. Peterhoff. Wir Kinder nahmen es zur Kenntnis, machten uns aber keine Gedanken darüber. Nun waren wieder Schulferien und ich wurde nach Eichenau gebracht. Ich sah gerne zu, wenn Tante Mariechen die Schweine gefüttert hat, es war lustig, wenn sie alle so geräuschvoll fraßen.

Der Kuhstall, ja das war so eine Sache für sich. Anfangs war ich ganz gerne da, und schaute zu, wenn gemolken wurde. Aber eines Tages hatte ich keine Lust mehr, denn - ich weiß es noch wie heute: Onkel Rudi war beim Melken, da sagte er: Margot, binde doch mal der Kuh den Schwanz ans Bein. Ich ließ mir das nicht zwei Mal sagen sondern machte mich gleich an die lustige Arbeit. Ich hatte den Schwanz kaum fest gebunden, da hatte die Kuh ihn schon wieder los und schlug ihn mir rechts und links um die Ohren. Ein anderes Mal, als ich in den Kuhstall kam, war Onkel Rudi auch beim Melken. Er zielte das Euter auf mich und ich bekam einen dicken Strahl Milch in mein Gesicht. Ich habe mich geekelt und mochte auch keine frisch gemolkene Milch trinken. Ich wollte immer nur Milch aus dem Geschäft, die schmeckte mir besser.

Im Mai 1942 starb unser Opa in Eichenau. Das war sehr schlimm für die ganze Familie, denn inzwischen waren schon fünf Onkel aus Eichenau zur Wehrmacht eingezogen. Onkel Gerhard konnten nicht zur Beerdigung kommen. Die anderen Vier bekamen Urlaub. Wenn auf dem Hof das Getreide gedroschen wurde, gab es auch genug Abwechslung, denn ich durfte dabei helfen. Neben dem Wohnhaus war der große Obstgarten wo auch die Schafe, Hühner, Enten und Gänse sich tummelten. An einem großen Birnbaum waren an den obersten Ästen zwei lange Ketten befestigt und unten an den Ketten ein Brettchen. Dieses Brettchen war im Sommer mein Lieblingsplatz. Ich schaukelte nach Herzenslust mal hoch mal niedrig. Ab und zu, wenn ich mal zu hoch in den Ästen hing, schimpften die Gänse und die Enten, in dem sie tüchtig mit den Schnäbeln schnatterten.

Das eine Mal, als ich von der Schaukel stieg und aus dem Garten gehen wollte, kam der Schafbock herbeigeeilt und stieß mich mit seinem harten Kopf fest in meinen Bauch. Ehe ich mich versah, saß ich wieder im Garten. Aber wenn man oft mit Tieren zusammen ist, muss auch mal mit so was gerechnet werden.

Etwas besonders Schönes war in Eichenau auch der Winter. Im Ort und in der Umgebung gab es viele Hügel, darum bekam der Schlitten in Eichenau auch keine Ruhe. Denn Schnee gab es jeden Winter genug. Onkel Rudi, der damals auch erst 16 Jahre alt war, spannte oft vor den großen Schlitten ein Pferd. Das war ein Vergnügen, wir konnten uns dann auf den Schlitten setzen und wurden durch das ganze Dorf gezogen. Das Pferd hatte einige Glocken am Hals hängen, so dass wir von weitem schon gehört wurden. Die anderen Kinder aus der Nachbarschaft kamen dann alle herbeigeeilt und hängten sich mit ihren Schlitten hinten an. Manchmal waren es acht bis zehn Schlitten, so dass das Pferd ganz schön ziehen musste.

Wenn sich dann mal eine Straßenecke näherte, ließ Onkel Rudi die Braune – so hieß das Pferd – ein bisschen schneller laufen. Dann an der Ecke, ach Gott, da war was los. Die letzten sechs Schlitten kippten alle um und die Kinder lagen auf der Straße im Schnee. Ehe sie sich dann wieder aufgekrabbelt hatten, waren wir mit den leeren Schlitten auf und davon. In Eichenau war im Winter kein Verkehr auf der Straße, so dass man sich so etwas erlauben konnte. Die Schulferien waren nur immer viel zu schnell vorbei. Wenn man sich gerade eingelebt hatte, musste man wieder fort. Zu Hause war es aber auch schön, so wurde mir der Abschied nicht ganz so schwer.

Glatz wurde im Sommer von vielen Feriengästen aufgesucht, denn an Sehenswürdigkeiten fehlte es nicht. Da, zum Beispiel, war die Festung. Jeder der sie besichtigen wollte, schloss sich einer Gruppe an, die von einem Führer bis rauf auf den Donjon gebracht wurde. Das war die höchste Stelle der Festung. Von da oben hatte man eine wunderbare Aussicht über die ganze Stadt. Mitten durch die Festung führte eine Hauptstraße, der wir bei einer Besichtigung folgten. Unterwegs blieben wir oft stehen, weil der Führer viel zu erklären hatte. Rechts und links der Hauptstraße blieben Seitenstraßen und Wege liegen, die nicht zur Besichtigung freigegeben waren. Denn in der Festung gab es viele Soldaten und auch Strafgefangene. Auch das Rathaus war eine Sehenswürdigkeit. Es war im Sommer mit vielen Blumenkästen voll bunter Blumen geschmückt.

Ein schönes großes Freibad fehlte in der Stadt auch nicht. Gleich neben dem Freibad war ein großes Sportgelände, wo oft Wettkämpfe stattfanden. Schöne gepflegte Anlagen mit Blumen und Bänken, auf denen man sich nach einem Bummel durch die Stadt ausruhen konnte, waren genug da. Durch die Stadt Glatz fließt die Glatzer Neiße. Am Rand der Neiße waren Wege und Pfade, da konnte man spazieren gehen oder auch auf einer Bank verträumt dem Wasser nachschauen. Am Rande der Stadt lagen die Schrebergärten, wo nach Feierabend im Sommer viele Menschen hin spazierten. Da war weit und breit kein Wohnhaus zu sehen, daher die frische klare Luft.

In unserem Garten stand eine große Wohnlaube, in der es sehr gemütlich war. Unsere Glatzer Oma, die verwitwet war, blieb im Sommer manchmal mehrere Tage und Nächte im Garten. Ich bin gerne mit ihr gegangen. Dort konnte ich ungestört spielen, und Oma hat etwas Gutes gekocht. Die Glatzer Oma war eine feine Frau. Sie war immer gut angezogen und im Allgemeinen sehr korrekt. Wenn ich mit ihr gehen durfte, musste auch ich gut angezogen sein, denn man konnte ja unterwegs gesehen werden.

Hatte ich mal Zahnschmerzen oder andere Probleme, so ging ich zur Tante Pauline. Die liebe Tante war in der Mohren-Apotheke beschäftigt und hatte für jeden Schmerz ein heilendes Mittel. Unserem Haus gegenüber waren auch mehrere große Geschäftshäuser. Die Eingänge zu den Geschäften waren auf gleicher Höhe wie unser Geschäft. Doch die Haustüren waren eine Etage höher, unter den Lauben. Unter diesen Lauben konnten wir Kinder bei schlechtem Wetter schön spielen.

Am 5. Januar 1943 kam meine kleine Schwester Rosemarie zur Welt. Auch sie war ein gesundes süßes Kind. Obwohl schon einige Onkel Soldaten waren, schien unsere kleine Welt noch in Ordnung. Als aber dann am 27. März 1943 unser Vater die Einberufung zur Wehrmacht bekam, war nichts mehr in Ordnung. Wir waren alle sehr traurig. Papa fertigte ein großes Schild an mit der Aufschrift: „Wegen Einberufung geschlossen.“ Dann hingte er es selber an die Geschäftstür.

Unsere drei Korbmachergesellen und auch das Mädchen im Haushalt wurden entlassen. Das war für die Eltern ein harter Schlag, man konnte ihnen die Verzweiflung ansehen. Nun hat unsere Mutter die noch vorhandene Ware durch den Hintereingang verkauft oder für Lebensmittel eingetauscht. Im Mai 1943 ging ich zur Heiligen Kommunion. Papa bekam leider keinen Urlaub aus der Kaserne. Er hatte nur an dem Sonntag frei. Da er gerne bei uns sein wollte, borgte er sich ein Fahrrad und fuhr am Samstagabend die ganze Nacht von Gleiwitz bis nach Glatz.

Als wir Kinder feierlich aus der Kirche raus kamen, stand plötzlich mein Vater vor mir. Die Freude war groß. Am Abend musste der arme Mann mit dem Fahrrad wieder zurück in die Kaserne nach Liegnitz. Unser Vater kam nach seiner Ausbildung im September 1943 als Sanitäter nach Russland an die Front. Einmal war er dann noch als Urlauber zu Hause. Da war er sehr krank, er hatte starke Nierenschmerzen. Der Abschied fiel den Eltern sehr schwer, ich sehe das heute noch vor mir, wie sie beide nah beieinander traurig auf dem Sofa sitzen.

Am 3.7.1944 bekam ich von meinem inzwischen neuen Lehrer Jensch mein letztes Zeugnis mit der Bemerkung: Versetzt. Ein paar Tage später wurde unser Lehrer Soldat, unsere ganze Klasse hat ihn bis zum Hauptbahnhof begleitet. Als der Zug abfuhr, haben wir ihm alle nach gewunken. Danach haben wir ihn nie mehr wiedergesehen.

Als die Ferien zu Ende waren konnten wir nicht mehr in die Schule gehen. Die Hans Schemm Schule und die Franz Ludwig Schule waren zu einem Lazarett umgeräumt worden. Und dann kam auch noch ein Brief von Vaters Kompaniechef, worin er uns mitteilte, dass unser Vater seit dem 17.8.1944 vermisst wird. Nun war Mutti mit ihrer Kraft am Ende, und sie weinte bitterlich. Im September 1944 ist

auch noch Onkel Max gefallen. Im Herbst bin ich dann einige Monate in Eichenau zur Schule gegangen, bis auch da die Schule geschlossen wurde.

Es war zu gefährlich, da die Front immer näher kam. Meine Schwester Rosi war inzwischen 2 Jahre alt, Bruder Werner 6 Jahre und ich war 11 Jahre alt. Es war ein kalter Winter und der Fliegeralarm kam sehr oft. Mutti wartete jeden Tag vergebens auf Post von unserem Vater. Sie war oft sehr traurig.

Ich wurde nun zum Katastrophenmelder ausgebildet. Ich sollte, wenn in unserer Nachbarschaft durch Bombardierungen Schäden entstanden waren, diese notieren und nach der Entwarnung an einer bestimmten Stelle melden. Eines Tages sind Mutti und ich mit einem Handwagen in Richtung Hauptbahnhof gezogen. Es hat geheißen: da kommen öfter Züge mit Kohle beladen an, wo man einige Stücke irgendwie entwenden kann. Wir waren die Hälfte des Weges gegangen, da gab es Fliegeralarm. Da kein Haus in der Nähe war, versteckten wir uns unter Sträucher, die am Weg standen. An dem Tag wurde der Hauptbahnhof bombardiert. Wir hatten Glück! Es gab zwar keine Kohle, aber wir lebten noch. Dann kam so langsam der Frühling, den wir sehnsüchtig erwartet hatten. Mit ihm kam aber eine noch schlimmere Zeit.

Am 7. Mai 1945 fuhr morgens früh ein Auto mit Lautsprecher durch die Stadt. Es wurde uns folgendes bekannt gegeben: Alle Bewohner der Stadt! Packt schnell eure Sachen und flüchtet euch in die umliegenden Dörfer! Keiner darf in seiner Wohnung bleiben, denn die Stadt Glatz wird zur Festung und lässt den Russen nicht rein.

Nun mussten wir, ob wir wollten oder nicht, schnell das Wichtigste einpacken. Unser großer Handwagen wurde hoch voll geladen und verschnürt. Meine kleine Schwester Rosi kam in den Sportwagen, in dem auch noch viele andere Sachen verpackt waren. Dann konnte es losgehen. Es war so gegen 10 Uhr, als wir mit feuchten Augen unser Haus verließen. Mutti zog den schweren Handwagen, und ich schob den Sportwagen. Mein kleiner Bruder Werner half mit seinen 7 Jahren der Mutti, den Wagen zu ziehen.

Es hatte sich ein langer Zug von Menschen gebildet, die aus der Stadt flüchten mussten. Unsere Oma hatte in jeder Hand einen kleinen Koffer. Wir wollten nach Ullersdorf, da hatte Tante Annchen für uns ein Quartier besorgt. Die Eichenauer waren ein paar Tage vor uns auch vor den Russen geflüchtet, sie waren in Bad Landeck mit Pferd und Wagen untergekommen.

Als wir aus der Innenstadt raus waren und über die Gartenstrasse fuhren, stand Tante Hilda vor ihrem Haus. Das ist eine Nichte von unserer Oma. Sie sagte: Tante Berta, bleib bei mir, am Stadtrand wird schon nichts passieren, und Oma nahm das Angebot dankend an. Unterwegs wurde kaum gesprochen, wir waren alle sehr angespannt und dachten an Glatz. Es stellte sich die bange Frage, ob wir unser Zuhause noch einmal wieder sehen? Auf der Hälfte des Weges kam uns Annchen mit dem Fahrrad entgegen. Sie hat uns bis Ullersdorf begleitet. Nach gut zwei Stunden kamen wir müde und erschöpft in Ullersdorf an. Unsere Wirtin, die uns schon erwartete, nahm uns freundlich auf. Der Rest des Tages verging sehr schnell und wir legten uns früh zu Bett.

Als wir am anderen Morgen erwachten, waren wir sehr erstaunt. Denn der Russe hatte in der Nacht lautlos Ullersdorf eingenommen. Nun erkundigten wir uns bei den Deutschen, die man auf der Straße sah, was aus Glatz geworden sei. Da erfuhren wir, das die Stadt nicht - wie bekannt gemacht - verteidigt wurde. Nur auf dem Schäferberg standen einige Hitlerjungen, welche auf die herankommenden Russen geschossen hatten. Ein Russe wurde von den Jungen tödlich getroffen, daraufhin wurden die Jungen alle erschossen.

Die Russen hatten wegen diesem Widerstand drei Tage Freiheit. Sie durften plündern, die Frauen vergewaltigen und hausen, wie sie wollten, was sie auch gründlich ausgenutzt haben. Nach einigen Tagen hatte unsere Mutter in Ullersdorf keine Ruhe mehr. Sie wollte unbedingt nach Glatz zurück. Am 11.Mai war es dann so weit. Wir packten wieder unsere Sachen, und es ging in Richtung Glatz. Als wir auf der Landstraße waren, bekamen wir Angst, denn wir begegneten sehr vielen Russen. Sie kamen mit Panzer, Autos, Fahrräder, Pferde und viele zu Fuß. Vor Angst sind wir dann einen Feldweg lang gefahren. Der Fahrweg war zwar schlecht, aber wir fühlten uns etwas sicherer als auf der Landstraße.

Nun kamen wir endlich zur Stadtgrenze, aber da war schon das erste Hindernis. Aus der Ferne sahen wir, dass da einige Russen standen. Mutti hatte aber Gottvertrauen und ging weiter. Die Russen kamen uns schon entgegen und sagten: Pani, zeigen du uns deine Papiere. Mutti nahm gleich ihre Ausweise aus der Tasche und gab sie dem Russen, der sie gründlich studierte. Ein anderer Russe nahm meine kleine Schwester aus dem Sportwagen und ging mit ihr die Böschung runter an den Fluss. Es war die Glatzer Neiße. Das war ungefähr 10 bis 15 Meter von uns entfernt. Uns blieb der Atem stehen, wir dachten, er bringt sie um. Mutti wurde nun ausgefragt, wo wir herkommen, wo wir hin wollen, warum, weshalb, wieso, und so weiter.

Als unsere Mutter die Papiere zurückbekam, brachte auch der eine Russe meine kleine Schwester zurück und setzte sie in den Wagen. Er hatte unten am Wasser nur mit ihr gespielt, was wir gut beobachten konnten. Nun ging es Gott sei Dank weiter. Als sich dann die ersten Häuser der Stadt zeigten, fühlten wir uns leichter, denn wir konnten ja nicht ahnen, was uns noch bevorstand.

Von weitem schon konnten wir den Schlagbaum am Anfang der Gartenstraße sehen. Rechts und links davon war ein kleines Wachhäuschen, in dem je ein Russe stand. Sie trugen über die Schulter ein Gewehr mit aufgefanztem Bajonett. Sie schrieten uns entgegen: zurück, zurück, schnell zurück! Da waren wir wieder mal am Ende. Nun war guter Rat teuer, denn wenn wir schnell nach Hause wollten, mussten wir über die Gartenstraße.

Ich werde den Anblick, der sich uns bot, nie vergessen. Früher war die Gartenstraße eine feine und saubere Straße, an deren Seite in gewissen Abständen Bäume standen. Die schönen Villen lagen ruhig in den schönen Blumengärten, aus denen ein köstlicher betäubender Duft auf die Straße drang. Ein Spaziergang an Sommerabenden war daher in diesem Viertel der Stadt ein Genuss. Und nun - wie hatte es sich da in einer Woche verändert. Durch die offenen Fenster drang ein furchtbarer Lärm. Unzählige Radios standen auf voller Lautstärke, hier und da ertönte ein schreckliches Durcheinander

von Klaviergeklimper und das laute russische Rufen von einem Haus zum anderen gab den Höhepunkt.

Es war nun gegen Mittag, die Sonne brannte unbarmherzig auf uns nieder, so dass wir kaum weiter konnten. Aber für uns galt es jetzt schnell überlegen und dann weiter. Wir drehten unseren Wagen um und fuhren die gekommene Straße ein Stück zurück. Mutti wusste in der Nähe einen Weg, der quer durch uns unbekannte Schrebergärten lief. Nun, da sahen wir schon den steilen Weg, der rechts von der Gartenstraße abging. Uns wurde ein bisschen komisch im Magen, als wir an beiden Seiten des Weges von unten bis oben Polen sitzen sahen. Was sollte nun werden, ob wir lebend da durchkommen?

Unsere Mutter, diese kleine zierliche Frau, sah zwar nicht stark aus, aber ihr gütiges Lächeln und der Mut, den sie immer besaß, gab uns Kraft zu neuen Taten. Wie wir nun zwischen den Polen waren, zog Mutti ein Kistchen Zigarren aus der Tasche und fing an, sie zu verteilen. Dann bat sie die Leute, uns den steilen Weg rauf zu helfen. Aber da hatte sie sich getäuscht, die Herren machten sich die Zigarren an und setzten sich gemütlich auf ihren alten Platz. Als Mutti merkte, dass sie uns nichts taten, aber uns auch nicht helfen wollten, machte sie sich schnell selbst ans Werk. Sie legte sich den Riemen über die Schulter und zog den schweren Wagen den steilen Weg hoch. Ich hatte Rosi im Sportwagen und konnte ihr deshalb nicht viel helfen und Werner, er tat ja, was er konnte, aber mit 7 Jahren hat man so viel Kräfte auch noch nicht.

Nach großer Mühe und total erschöpft kamen wir oben an. Aber was nun, der Weg ging links weiter durch die Felder, und wir mussten doch rechts gehen, wenn wir die Stadt erreichen wollten. Ein Weg war nicht da, so mussten wir halt über das Feld, und das mit dem schweren Wagen. Ob wir das schaffen, fragte mich Mutti. Ich hob nur traurig die Schultern, denn die Stärkste musste ja schließlich unsere arme Mutter sein. Nun war da noch ein Haken: Das Feld lag ungefähr 30cm höher als der Weg, und wenn wir auf das Feld wollten mit unserem Wagen, da brauchten wir ohne Zweifel Hilfe.

Wir trauten unseren Augen nicht, als wir zwei uniformierte Russen auf Rädern auf uns zukommen sahen. Sie trugen beide viele Orden und Abzeichen. Vor uns stiegen sie ab, legten ihre Räder auf die Erde und nahmen Mutti den Wagen aus der Hand. Sie hoben ihn rauf aufs Feld, lachten uns kurz zu und verschwanden wieder auf ihren Rädern. Wir waren wie hypnotisiert und glaubten, dass da eben ein Wunder geschehen sei. Nach dem wir uns von dem Schrecken erholt hatten, ging es weiter. Auf dem Feld waren zum Glück schon einige Autos herum gefahren, man konnte es gut an den Spuren sehen. Wir hatten dadurch eine Erleichterung, denn wenn der Acker frisch gepflügt gewesen wäre, dann hätte ich schwarzgesehen. Bald kamen wir wieder auf eine Straße, es war eine Nebenstraße von der Gartenstraße. Als wir dann festen Boden unter den Füßen hatten, war uns leichter ums Herz.

Am Wilhelmsplatz angekommen, sahen wir eine Frau vor ihrer Haustür stehen, Mutti erkannte sie gleich – es war eine Kundin von ihr. Wir baten sie um ein Glas Wasser, was sie uns auch gern holte. Die Frau hatte aber nicht nur ein Glas Wasser, sondern eine ganze Wasserkanne voll geholt, aus der wir uns alle satt trinken konnten. Wir blieben aber nicht allein, im Nu hatten sich etwa zehn Russen um uns gestellt, die alle Wasser, Wasser riefen. Wir machten uns schnell davon, denn den Rest des

Weges wollten wir ja auch noch schaffen. Wir fuhren über die Grünstraße, dann die Schwedeldorferstraße, da sahen wir die eingeschlagenen Schaufensterscheiben und die geplünderten Geschäfte. Eilig fuhren wir da vorbei und die Domgasse rauf. Da mussten wir uns auch wieder ein bisschen anstrengen, denn die war auch ziemlich steil. Nun hatten wir Gott sei Dank die Böhmisches Straße erreicht, es war so gegen 15 Uhr – kein Mensch war zu sehen.

Auf unserer Straße war alles so wie vorher, nur unsere Haustür war verschlossen. Wir klopfen und riefen Namen von unseren Mietern, denn wir hatten ja keinen Hausschlüssel bei uns und wussten gar nicht, woran wir waren. Aber da hörten wir unsere Oma laut rufen: Ja, Kinder, ich komme schon. Sie schloss die große Haustüre auf, und schnell wurden unsere Sachen ins Haus geschafft, und dann wurde die Tür wieder verschlossen und verriegelt. Oma umarmte uns und sagte, Gott sei Dank, dass ihr wieder zu Hause seid, ich habe mir ja so viele Sorgen gemacht.

Sie selbst war an dem Tag, als Glatz geräumt werden musste, nur bis zur Gartenstraße zu ihrer reichen Nichte gezogen. Die beiden Damen glaubten am Stadtrand sicher zu sein. Als aber in der folgenden Nacht die Russen einmarschierten, waren die beiden Frauen arm dran. Denn die Gartenstraße musste sofort von der noch anwesenden Bevölkerung geräumt werden. Oma und Tante Hilda, das war ihre Nichte, nahmen die bereitstehenden Koffer und wollten das Haus verlassen. Aber die Tür war von außen schon versperrt. Nun wollten sie schnell wieder zurück in den Hintergarten und dann durch das ihnen bekannte Nachbarhaus flüchten. Aber da im Hausflur stand ein Russe, der gab meiner Oma mit seinem Stiefel einen Tritt, dass sie über sechs Mülltonnen fiel und dann armselig, ohne Gepäck und weinend auf der Straße landete.

Tante Hilda dagegen wurde da im Haus von einigen Russen vergewaltigt. Nach einer Stunde trafen sich die Beiden auf der Straße wieder und liefen so schnell sie noch konnten auf die Böhmisches Straße. Dort trafen sie noch alles in bester Ordnung an. Nun hatten sie einige Tage in großer Angst in unserem Haus gewohnt, aber es war ihnen zum Glück nichts mehr passiert.

Auch Tante Berta, die Schwiegertochter von Tante Pauline, die mit sechs kleinen Kindern in einer Wohnung auf der Gartenstraße lebte, wurde verjagt. Sie wohnte jetzt auch in unserem Haus bei Tante Pauline. Oma war nun glücklich, dass sie uns wieder bei sich hatte, denn die Ungewissheit, was aus uns geworden war, machte sie krank.

Auch Mutti wurde von Stunde zu Stunde ruhiger und froher. Ja, wir waren zwar jetzt zu Hause, aber angenehm war es auch nicht, unter den Russen zu leben. Die Eichenauer waren inzwischen auch wieder zu Hause angekommen. Als sie auf den Hof kamen, hat man ihnen alles, was auf dem Wagen war, abgenommen. Die Russen zeigten sich hart und unbarmherzig. Lebensmittel hatten wir, solange der Vorrat noch reichte. Als es dann immer weniger wurde, mussten wir uns bemühen, dass wieder etwas dazu kam, und das war sehr schwer. Stundenlang standen wir nach Brot oder Milch an, und wenn man an der Reihe war, gab es nichts mehr. Oder die Russen jagten uns alle auseinander.

Mutti wurde oft aus dem Haus geholt und musste bei irgendeinem Offizier die Wohnung sauber machen, und wir Kinder waren zu Hause und zitterten vor Angst. Auch ich wurde mehrmals von der Straße mitgenommen. Ich wurde dann zu einer Gruppe deutscher Frauen und Kinder gestellt. Da bekamen wir jeder einen Besen in die Hand gedrückt und wir wurden zum StraÙekehren eingeteilt. Da konnte keiner weglaufen, denn die Russen haben uns gut bewacht. Sie trugen Gewehre mit aufgefanztem Bajonett.

Werner und ich waren mutig genug und haben bei russischen Soldaten, die auf parkenden Lastwagen saÙen, um Brot gebettelt. Wir riefen prosche Chlebba und sie gaben uns ein Stück Brot. Tante Hilda, die immer noch bei meiner Oma wohnte, kam eines Tages mit einer großen Bitte zu mir. Sie wollte unbedingt mal in ihre Wohnung und nachsehen, wie es da aussieht. Das war aber doch gar nicht so einfach, denn die Gartenstraße war noch immer gesperrt und von den Russen bewacht. Wir machten uns für den folgenden Tag einen Plan. Von hinten wollten wir durch die Gärten zum Haus gelangen.

Am nächsten Morgen machten wir uns dann auf den Weg. Wir schlichen durch viele leere Gärten und setzten uns ab und zu in einen Strauch um zu sehen, ob die Luft rein war. Es klappte alles ganz prima, und so kamen wir ungestört ans Haus. Nun mussten wir aber erst mal sehen, wie es innen war, darum stellten wir uns jeder neben ein Fenster hinter Weinranken, die am Haus hochkletterten, und blieben da fast eine Stunde stehen. Weil alles still war und sich nichts bewegte, gingen wir ganz leise an der Wand entlang zum nächsten Fenster. Dort stellten wir uns wieder getarnt hin und konnten schön durchs offene Fenster ins Wohnzimmer und da wieder durch die offene Tür auf den Korridor sehen. Da blieben wir auch eine ganze Zeit still stehen.

Weil sich nun gar nichts rührte und das Haus uns leer schien, wagten wir uns mit klopfendem Herzen durchs Fenster ins Innere. Wir schlichen auf Strümpfen zum Korridor, wo wir alle Zimmertüren offen stehen sahen. Nur die Korridortür war von innen mit Latten vernagelt. Wir schlichen uns an der Wand entlang von Zimmertür zu Zimmertür. Tante Hilda flüsterte mir zu: Ich glaube, wir haben Glück, es scheint keiner hier zu sein. Sie nahm sich aus der Küche einige Taschen und einen Wäschekorb und packte leise und schnell hinein, was sie erwischte. Ich blieb inzwischen mit zitterndem Körper und spitzen Ohren im Korridor stehen und hielt Wache.

Als die Taschen und der Korb gefüllt war, schlichen wir uns genauso leise, wie wir rein gekommen sind, auch wieder raus. Draußen im Garten versteckten wir uns mit unserem Gepäck wieder hinter den Weinranken. Es war zum Glück alles schön dicht bewachsen, so dass man uns, wenn einer vorbeigekommen wäre, noch nicht mal gesehen hätte. Als wiederum nach langem Warten unser Rückweg uns frei schien, machten wir uns auf und davon. Zu Hause hatte man sich große Sorgen um uns gemacht, denn wir waren doch lange Zeit weggeblieben. Wie sie uns aber mit Gepäck angeschleppt kommen sahen, trauten sie ihren Augen nicht. Und wir waren froh, dass wir es geschafft hatten.

Ein zweites Mal würde ich so etwas nicht mehr riskieren, das stand für mich fest. Diese Angst und das Herzklopfen, nein, das war einfach zu viel verlangt. Tante Hilda war nun glücklich, sie freute sich über jedes Teil, was sie gerettet hatte und mir war sie sehr dankbar.

Als wir dann schon einige Wochen unter den Russen gelebt hatten und dachten, es wird so langsam alles wieder gut, da kamen unzählige Polen und Zigeuner nach Glatz. Und dann wurde es ganz schlimm für uns. Es gab keine deutschen Geschäfte mehr, kein deutsches Kino, in die Schule durften deutsche Kinder schon gar nicht gehen. Sogar das Betreten unserer Pfarrkirche wurde uns verboten. Unzählige Wohnungen wurden geräumt, aus denen die Deutschen oft nichts mitnehmen durften. Die Familien, die noch eine eigene Wohnung hatten, nahmen mehrere Wohnungslose zu sich.

Überall setzten sich die Polen ins warme Nest. Das Ausmaß ist kaum zu schildern, es war alles ganz schrecklich. Aus unserem Korb und Kinderwagengeschäft wurde ein Lebensmittelgeschäft, unsere Lagerräume machten sie zur Wohnung. Unsere Küche war gleich neben dem Geschäft, die zugezogene Polin erlaubte uns, sie mit zu benutzen. Dafür musste Mutti beim Milchverkauf helfen. Oben in unserer Wohnung wohnte jetzt ein jüdischer Mann. Er gehörte der polnischen Miliz an. Auch er erlaubte uns, weiter in unserem Schlafzimmer zu schlafen. Dafür musste Mutti für ihn kochen und die Wohnung sauber halten.

Wir Deutschen mussten nun alle bei den Polen arbeiten, um polnische Zlotti zu bekommen, denn unser deutsches Geld hatte keinen Wert mehr. Zu kaufen bekamen wir alles, es war nur sehr teuer. Ein Pfund Zucker kostete 90 Zlotti, ein Pfund Butter 280 Zlotti, 100g Bonbons 35 – 50 Zlotti und eine Tafel Schokolade 200 Zlotti. Unsere Mutti hatte sich eine besonders schwere Arbeit ausgesucht, sie hat für die Polen Wäsche gewaschen. Werner und ich haben die Schmutzwäsche, Waschpulver und Kohle mit einem Handwagen bei verschiedenen polnischen Familien abgeholt. Die arme Mutti hat den ganzen Tag, oft bis in die Nacht, die Wäsche auf einem Brett gewaschen. Am nächsten Tag sind wir mit der Wäsche zu einer Trockenwiese hinter dem Holzplan an die Neiße gegangen, wo jeder seine Wäsche aufhängen durfte. Werner und ich mussten dann auf Rosi und die Wäsche aufpassen und unsere Mutter ging wieder nach Hause.

An einem Nachmittag war es wieder so weit, wir drei Geschwister spielten zusammen und passten auf die Wäsche auf. Da kamen plötzlich einige Zigeuner, sie nahmen sich den Wagen mit unserer Schwester und liefen davon. Was sollte ich tun? Meiner Schwester nachlaufen oder auf die Wäsche aufpassen? Ich sagte: Werner, bleib du hier, ich laufe schnell. Die Zigeuner waren mit dem Kind in ein Haus gelaufen, ich konnte Rosi weinen hören. Ich ging dem Weinen nach und fand meine Schwester, die Zigeuner hatten das Kind im Wagen einfach im Hof abgestellt. Glücklich über den Ausgang ging ich wieder zu meinem Bruder. Als uns unsere Mutter abholte, waren wir froh, dass wir wieder zusammen waren.

Die polnischen Kinder durften jetzt alle in unsere Schule gehen, wo sie ihren polnischen Unterricht bekamen. Für uns deutschen Kinder gab es keine Schule mehr. Stattdessen mussten wir Deutschen uns mit einer weißen Armbinde zeigen, wenn wir auf die Strasse gingen, damit wir von den Polen

erkannt werden. Viele beschimpften uns, oder wir wurden bespuckt. In den meisten Geschäften musste man trotz Armbinde polnisch sprechen, oder wir bekamen nichts und wurden raus gejagt.

Alle 14 Tage bekamen wir eine Karte vom Amt, auf der geschrieben stand, dass unsere Mutter sich Morgens um die und die Zeit an einer bestimmten Stelle melden muss. Bei Nichterscheinen wird sie abgeholt. Sie musste dann den halben oder ganzen Tag kostenlos schwer arbeiten. Das eine Mal ging es ihr nicht gut, da bin ich für sie gegangen. Wir waren etwa 20 alte und junge Frauen, jeder von uns bekam einen Besen, Schaufel oder Schubkarre in die Hand und ab ging es. Wir mussten da einen halben Tag Strasse kehren, hinter uns standen Posten, sie waren schwer bewaffnet. Wenn es nicht schnell genug ging, fluchten sie ganz fürchterlich.

Eines Tages kam ein polnisches Pärchen mit zwei Soldaten und haben Tante Pauline mit Ehemann und Schwiegertochter Tante Berta mit ihren sechs Kindern aus der Wohnung geworfen. Das kleinste Kind schlief gerade im Kinderbett. Das Bett wurde einfach auf den Flur geschoben. Tante Berta hatte einen Korb voll Kinderwäsche im Schlafzimmer stehen. Sie hat gebittelt und gebettelt, aber sie hat die Kinderwäsche nicht bekommen. Eines der Kinder stand mit nur einem Schuh auf dem Flur. Es bat höflich um den zweiten Schuh, aber die Polin zeigte keine Regung und machte die Türe zu. Nach einer Weile flog der Schuh in hohem Bogen aus der Wohnung.

Nun stand die große Familie mittellos und ohne Wohnung auf dem Flur. Was nun, wo sollten neun Personen unterkommen? Unsere Oma hatte ihr Wohnzimmer auch schon an einen polnischen Soldaten abgeben müssen. Mutti sagte dann, ihr könnt unten neben der Werkstatt in den Lagerraum einziehen, da ist ja auch ein Fenster. In diesem Raum waren an zwei Seiten stabile Holzregale eingebaut, die als Schlafstelle für die ganze Familie genutzt werden konnte. Jeder aus unserem Haus gab von dem, was er noch hatte, etwas ab - für einen traurigen neuen Anfang.

Meine Mutter schickte mich oft mit einigen Kleidern oder Wäschestücken zum Schwarzmarkt, um es zu verkaufen. Es tat mir immer sehr weh, wenn ich sah, wie die Polen mit meinen schönen Kleidern über dem Arm loszogen. Aber es musste doch sein, wir hatten doch Hunger und sehr wenig Geld. Am schmerzlichsten war es für mich, als Mutti meinen schönen Puppenwagen sauber machte und dann mit meiner Puppe verkaufte. Ich habe geweint! Es war so schwer, immer Verständnis zu haben.

Eines Tages, es war im Januar 1946, kam unverhofft Besuch zu uns. Es war Annchen mit ihrer Freundin aus Eichenau. Sie waren mit einem Polen aus dem Dorf mit dem Zug nach Glatz gekommen. Für Deutsche war zu der Zeit der Bahnverkehr gesperrt, aber wenn sie in Begleitung eines Polen waren, machte man eine Ausnahme. Annchens Freundin war krank und musste unbedingt nach Glatz zum Arzt. Er war weit und breit der Beste, deshalb kamen alle zu ihm. Nun mussten die Beiden am nächsten Tag zu Fuß nach Eichenau zurück, denn der Pole, mit dem sie gekommen waren, musste im Glatzer Krankenhaus bleiben.

Ich fand diesen Fußmarsch ungewöhnlich interessant und wollte deshalb unbedingt mit, obwohl es 45 km weit war. Nach vielem Bitten und Betteln bekam ich nun auch von Mutti die Erlaubnis. Am

nächsten Morgen gegen vier Uhr gingen wir dann von zu Hause weg. Es war eisig kalt und sehr dunkel, nur ein paar Straßenlampen zeigten uns den Weg. Sehr schnell konnten wir nicht gehen, denn es lag sehr viel Schnee auf der Straße. Durch die Anstrengung wurde uns schnell warm, und mit Gesang und guter Laune kamen wir unserem Ziel immer näher. Angehalten wurden wir unterwegs nicht, darüber waren wir sehr froh.

Aber wir hatten uns zu früh gefreut. Wir waren etwa 3 – 4 km von Patschkau entfernt, da war schon das erste Hindernis. Quer über die Strasse hinweg lag ein Schlagbaum und an der Seite ein Wachhäuschen mit Posten. Wir erklärten ihm, dass wir durch müssten, da unser Ziel Eichenau wäre. Er aber wollte erst unsere Papiere sehen. Die von Annchen waren in Ordnung, ich brauchte noch keine, da ich erst 12 Jahre alt war, und Annchens Freundin hatte keine. Ihr hatte man im Zug nach Glatz die Papiere bei einer Kontrolle einfach nicht mehr zurückgegeben. Der Posten sagte zu uns: Komm mit da drüben in die Kommandantur. Wir drei folgten ihm bis zum Haus, durch den Flur bis zu einer Tür. Die Tür machte er auf und schob uns drei in den Raum. Hinter uns hörten wir dann ein verschließen und verriegeln, und als wir uns umsahen, waren wir eingesperrt.

Nun wussten wir keinen Ausweg mehr, es war schon Nachmittag und bis Eichenau waren es noch einige Kilometer. Das Schlimmste aber war, ab 20 Uhr durfte kein Deutscher mehr auf der Strasse sein. Aber das war nun plötzlich Nebensache! Erst mal hier raus. In unserem Gefängnis waren 3 Fenster und von Außen waren sie vergittert. Wir wollten nun versuchen bei Anbruch der Dunkelheit auszureißen. Aber bis dahin war ja noch ein bisschen Zeit und wer weiß, was sie mit uns vorhatten. In einer Ecke stand eine wackelige Bank. Wenn man sich auf eine Seite setzen wollte, ging sie auf der anderen Seite hoch. So mussten wir das Gewicht von uns drei gut verteilen, um Platz zu nehmen. Zum Sitzen war es aber viel zu kalt, denn der Kachelofen, der da drin stand, war leider aus. Sonst war in dem Raum nichts zu sehen, bis auf einen alten großen Topf, der auf dem Ofen stand. In die drei breiten Fensterbänke, sie waren aus Holz, hatten schon einige Gefangene ihren Namen eingekratzt, darum kratzten wir unsere Namen dazu.

Angst bekamen wir von Minute zu Minute immer mehr, was sollte aus uns nur werden. Vor Kälte sind wir durch den Raum gelaufen, gesprungen und getanzt. Zwischendurch haben wir gebetet und gesungen. Unsere Blase machte uns auch zu schaffen, und so entleerten wir sie der Reihe nach auf dem alten Kochtopf. Wir stellten ihn dann in die äußerste Ecke, um den Geruch nicht einatmen zu müssen.

Nun wurde es schon langsam dunkel und wir freuten uns aufs Ausbrechen. Aber wir trauten unseren Augen nicht, da ging doch tatsächlich vor unserem Fenster auf der Strasse eine Lampe an. Nun war unser Plan gescheitert, und unsere Angst wurde noch größer. Als wir dann so trostlos am Fenster standen und leise beteten, hörten wir von der Strasse her ein immer näher kommendes Marschieren. Vor dem Gefängnis mussten die russischen Soldaten, es waren etwa 20, auf ein Kommando stehen bleiben. Dann sahen wir, wie sie auf ein Kommando, welches laut gebrüllt wurde, Gewehr runter, Gewehr hoch, Gewehr zur Seite und noch andere Handlungen ausführen mussten. Die Gewehre waren alle mit einem Bajonett bestückt.

Wir glaubten, nun ist es soweit, wir werden jetzt erschossen. Unsere Herzen schlugen so laut und stark aus Angst, dass sie zu zerspringen drohten. Da plötzlich formierten sie sich wieder zum Abmarsch. Wir drei atmeten erleichtert auf. Eine viertel Stunde später wurde dann auf einmal an unserer Tür herum geschlossen, und als wir uns umsahen, stand ein Russe in der Tür. Er sagte zu uns: Kommt mit mir, und wir mussten, ob wir wollten oder nicht, ihm folgen. Er führte uns durch den Hausflur und dann eine schmale Treppe hinauf. Oben öffnete er eine Tür, schaltete Licht an und sagte: Hier könnt ihr heute Nacht schlafen.

Scheu blickten wir durch den Raum, der nicht mehr Möbel enthielt als zwei leere Bettgestelle. Tante Annchen und ihre Freundin schüttelten den Kopf und sagten zu dem in der Tür stehenden Russen: Nein, auf keinen Fall, wir wollen hier raus. Da erwiderte er: Dann macht, das ihr hier weg kommt. Wir rannten, so schnell wir konnten, die Treppe runter und aus dem Haus raus. Auf der Strasse überlegten wir kurz, wo wir sind und dann rannten wir schnell weg, als wäre einer hinter uns her. Die Strasse führte durch einen Wald, in dem es uns ganz unheimlich zumute war.

Aber nicht lange, da sahen wir schon die ersten Lichter von Patschkau, wo wir uns eine Übernachtung suchen mussten. Es war nun schon 20.30 Uhr, und ab 20 Uhr war ja für Deutsche Ausgehverbot. Wir durften also nicht lange suchen, sonst mussten wir wieder damit rechnen, hinter Gitter zu kommen. An der erstbesten Haustür klopfen wir dann, die uns auch gleich von einer deutschen Frau geöffnet wurde. Wir baten um Einlass und erklärten ihr unsere Situation. Die Frau war so nett und nahm uns mit in ihre Wohnung, wo sie uns für die Nacht ein Lager bereitete. Am nächsten Morgen machten wir uns dann eiligst auf den Rest des Weges.

Ziemlich erschöpft, aber sehr glücklich waren wir, als wir die ersten Häuser von Eichenau sahen. Großmutter, Oma und Tante Mariechen, die zwar noch auf dem Hof lebten, aber nur zwei Zimmer bewohnten, machten große Augen, als sie sahen, das ich mitgekommen war. Die Polen, die nun auf dem Hof wirtschafteten, konnten etwas Deutsch sprechen und hatten auch drei Kinder, mit denen ich mich schnell angefreundet hatte. Ich wurde öfters zum Mittagessen eingeladen, was ich immer dankend annahm. Es gab meistens Pirogi mit Fett. Pirogi ist ein Nudelteig, der zu Taschen geformt wird und mit Quark gefüllt, in Salzwasser langsam gegart wird.

Als ich zwei Wochen in Eichenau verbracht hatte, fuhr plötzlich aus der Nachbarschaft ein Pole nach Glatz zum Arzt. Nun hieß es, von Großmutter, Oma, Tante Mariechen und Annchen Abschied zu nehmen, denn ich sollte in Begleitung des Polens zurück nach Glatz fahren. Mutti und meine Geschwister waren froh, dass ich wieder da war.

Im Februar ergab es sich, dass ich mit Erlaubnis meiner Mutter mit einer Freundin nach Bad Landeck zu deren Schwester gefahren bin. Die Schwester hatte einen Polen geheiratet, und mit seiner Genehmigung durften wir mit dem Zug reisen. Ich musste aber am nächsten Tag zurückkommen. Als wir in Bad Landeck ankamen, gingen wir durch den Kurpark. Da zeigte mir meine Freundin einen Brunnen, aus dem Wasser sprudelte, das nach faulen Eiern schmeckte. Als ich wieder zurück in Glatz

war, erzählte ich es meinem Bruder Werner. Er glaubte es mir nicht und lachte nur. Ich ärgerte mich darüber und dachte, warte nur, irgendwann werde ich es dir beweisen.

Es war am 1. März 1946 am Abend gegen 21 Uhr. Ich war unten bei der Familie von Tante Pauline. Die Familie lebte ja mit neun Personen seit einiger Zeit in unserem Lagerraum neben der Werkstatt. Liesel, die älteste Tochter von Tante Bertha, war so alt wie ich, und die anderen fünf Geschwister waren alle jünger. Wir spielten am Abend gerne zusammen „Mensch ärgere dich nicht“. So auch an diesem Abend. Als ich nach dem Spiel wieder rauf zu meiner Familie ging, und in der Nähe vom Hausflur war, schlug jemand ganz fest an unsere Haustür. Mutti kam schnell die Treppe runter und machte die Tür auf.

Da stand polnische Polizei. Die beiden Polen waren nicht sehr freundlich. Sie schoben Mutti zur Seite und kamen ins Haus. Im Vorübergehen sagten sie zu ihr: Frau, schnell, schnell! In fünf Minuten müssen Sie das Haus verlassen und auf der Straße stehen mit Anderen. Das Gleiche sagten sie allen Hausbewohnern, die sie einfach in ihren Wohnungen überrumpelt hatten. Ich lief schnell runter in den Lagerraum zur Familie von Tante Pauline und sagte ihnen Bescheid. Dann schnell wieder rauf. Mutti hatte inzwischen meine kleine Schwester aus dem Bett geholt, angezogen und in den Sportwagen gesetzt.

Unsere arme Mutter war so verstört, dass sie nichts einpacken konnte. Sie hat nur geweint. Da kam auf einmal Herr Nunek, der Geheimpolizist, der in unserer Wohnung wohnte. Er hatte zufällig von der Vertreibung der Menschen auf der Böhmisches Straße gehört und kam sofort, um uns zu schützen. Er sagte: Frau Böhm, gehen sie sofort mit ihren Kindern in die Wohnung, sie brauchen nicht fort, ich mache das in Ordnung. Nun sagte Mutti: Meine Schwiegermutter soll auch hier bleiben, aber das ging nicht. Herr Nunek sagte, Frau Böhm, ich kann nur ihnen helfen.

Als ich das hörte, lief ich schnell zur Oma, denn sie wohnte auf der gleichen Etage wie wir. Sie kleidete sich gerade an. Drei Unterröcke hatte sie schon angezogen und nun kamen noch drei Kleider und zwei Mäntel. Es war zum Glück sehr kalt, so dass die Garderobe nicht gar so warm am Körper für sie war. Dann nahm Oma in jede Hand eine Tasche und unter den Arm ein Sofakissen. Weinend lief sie noch einmal von Zimmer zu Zimmer und nahm Abschied.

Als sie sich von uns verabschiedete, konnten wir alle nichts sagen, sondern nur weinen. Unter unseren Hausbewohnern war auch Frau Höfler. Sie war über 80 Jahre und fast blind. Aber das zählte alles nicht. Die Polizisten waren unbarmherzig und ohne Gefühl. Nun standen vor jedem Haus eine Menge Menschen. Jeder hatte nur etwas Gepäck in den Händen und unter dem Arm. Viele Frauen mit Kinderwagen und Sportwagen, aus denen man meistens ein Weinen hörte, denn die armen Kinder waren doch alle aus dem Schlaf gerissen.

Als die polnische Polizei, die diese Vertreibung unter sich hatte, alle Leute beisammen glaubte, ging es los. Langsam setzte sich der Treck in Bewegung, schwer bewacht von der polnischen Polizei. Meine beiden Geschwister standen am Fenster und winkten, unsere arme Mutter hatte sich aufs Bett geworfen und weinte. Ich aber wollte unbedingt unsere liebe Oma ein Stück begleiten, was ich mir auch nicht nehmen ließ. Langsam ging es in Richtung Ring und dann weiter zum Finanzamt. Am Ring habe ich mich dann von allen verabschiedet, denn ich bekam es mit der Angst zu tun. Schnell lief ich

an den Menschen vorbei, zurück nach Hause. Als ich am nächsten Morgen erwachte wurde mir richtig bange, denn der Gedanke, dass fast keine Deutschen mehr auf unserer Straße wohnen sollten, war kaum zu glauben, aber es war die Wahrheit.

Ich bin dann am Vormittag zum Finanzamt gegangen, denn jeder in der Stadt wusste, dass dort ein Menschensammellager war. Ich hoffte, das ich unsere Oma oder Tante Pauline noch einmal sehen konnte, aber da waren so viele Menschen auf dem Hof und das verschlossene Tor gut bewacht. Wir hörten dann, dass nach drei Tagen ein ganz langer Treck von Menschen an der Minoritenkirche vorbei in Richtung Hauptbahnhof getrieben wurde. Gut bewacht von polnischer Polizei. Ich habe meine Oma und Tante Pauline nie mehr wiedergesehen.

Unser Leben war nun nicht mehr schön. Wir hatten kaum noch Geld und nur knapp zu Essen. Einmal in der Woche bekamen wir von Herrn Nunek einen Gutschein für eine warme Mahlzeit. Ich habe das Essen in einem Essgeschirr aus einer Großküche abgeholt. Ich, mit meinen 12 Jahren, suchte mir dann eine Arbeitsstelle in einem polnischen Haushalt und fand auch bald eine einigermaßen Gute. Ich bekam mein Frühstück, Mittagessen und nachmittags Kaffee. Wenn die Frau gute Laune hatte, gab sie mir manchmal etwas zu Essen mit nach Hause. An Lohn bekam ich für eine Woche 230 Zloti.

Mutti freute sich immer, wenn sie von mir das Geld bekam, denn das Leben war ja sehr teuer. Inzwischen hatten wir von unserer Oma Post bekommen. Sie teilte uns mit, dass sie nun in Eßperke im Kreis Neustadt lebt. Sie hat bei freundlichen Leuten ein Zimmer bekommen.

Als dann in Glatz die Birken grün wurden und wir für den Muttertag Geld brauchten, machte ich mich täglich mit meinem Bruder Werner auf den Weg. Wir holten un, aus den uns Deutschen abgenommenen Schrebergärten Tulpen und Narzissen, dazu etwas Birkengrün. In den nahe gelegenen Anlagen banden wir dann schöne Sträuße. Am Abend stellten wir uns an die Straßenecken und hielten sie den vorbeikommenden Liebespärchen feil. Wir hatten immer zu wenig ,und das machte uns Spaß. Als nun Muttertag da war, hatten wir ziemlich viel Geld zusammen.

Wir kauften für das ganze Geld Lebensmittel jeder Art. Zum Schluss holten wir noch ein paar Blumen aus einem Garten und nun konnten wir den Frühstückskorb füllen. Unsere Mutter war ziemlich überrascht, als wir mit dem Korb angeschleppt kamen, denn sie hatte nicht die geringste Ahnung von unserer Spitzbüberei.

Im Mai 1946 wurde auch das ganze Dorf Eichenau vertrieben. Der Küster hat während dessen alle Kirchenglocken läuten lassen. Alle Einwohner kamen erst mal ins Sammellager nach Otmachau und dann auch in die Viehwagen zum Abtransport in Richtung Westdeutschland. Nun waren wir alleine unter den Polen. Unsere ganzen Verwandten waren weg, es war ganz schrecklich.

In Glatz gab es dann das ganze Jahr hindurch Aufregung. Dauernd wurden, mal hier, mal da, die Deutschen aus unserer Stadt vertrieben. Es ging meistens straßenweise. Dann kamen wieder mal unzählige Frauen, Männer und Kinder aus den umliegenden Dörfern, die ihre Heimat verlassen

mussten. Sie wurden alle in Trecks zu Fuß ins Glatzer Finanzamt getrieben, das war das so genannte Auffanglager. Von da aus ging es nach einigen Tagen weiter zum Hauptbahnhof, in die Viehwagen zum Abtransport. Im September 1946 bekamen wir die Nachricht von Tante Pauline, dass unsere Oma an den Folgen der Fußtritte von dem Russen verstorben ist. Und wir konnten noch nicht einmal zur Beerdigung fahren.

Es war an einem Sonntag, da sind wir, Mutti, Werner, Rosi im Sportwagen und ich in ein Dorf zu Bauern betteln gegangen, denn wir hatten zu wenig zu essen. Unsere Mutter hatte ihre Handtasche mit unseren Papieren und Ausweisen auf den Sportwagen gelegt. Die Tasche war heruntergefallen, und als wir es bemerkten, war es schon zu spät! Hinter uns kam eine Kutsche mit Russen. Diese hielten an, und nahmen die Tasche an sich. Wir haben gebittet und gebettelt, aber sie beschimpften uns nur, drohten uns sogar und verschwanden mit der Tasche.

An einem anderen Sonntag stand am Stadtbahnhof ein Karussell. Von unserer Mutter erbaten wir uns dafür etwas Geld, was sie uns auch gab. Als Werner und ich am Bahnhof waren, machte ich ihm den Vorschlag, mit dem Geld nach Bad Landeck zu fahren. Er könne sich dann von dem „Faulen Eierwasser“ selbst überzeugen. Einen zusammenklappbaren Becher hatte ich vorsichtshalber schon eingesteckt. Werner war einverstanden und ein Zug fuhr auch gleich. In Bad Landeck angekommen, gingen wir zu dem besagten Brunnen im Kurpark, und Werner war endlich überzeugt, dass ich ihm die Wahrheit gesagt hatte.

Aber dann kamen so viele Russen. Sie wollten alle aus unserem Becher das gesunde Wasser trinken ,und wir verpassten dadurch den Zug, der uns zurück nach Glatz bringen sollte. Wir gingen zu Fuß über die Bahnschwellen nach Glatz. Da kam ein Schrankenwärter und verjagte uns. Auf der Straße liefen wir dann weiter bis zu einem Bahnhof. Dort wollten wir die Nacht verbringen und auf den ersten Zug am nächsten Tag warten. Da kam ein Pole und sagte: Heute kommt kein Zug mehr, geht mit mir, ihr könnt bei uns schlafen.

Wir vertrauten dem Fremden, und wir gingen mit zu seinem Bauernhof. Unterwegs habe ich leise zu Werner gesagt, er soll nicht sprechen, damit die Polen nicht merken, dass wir Deutsche sind. Ich hatte bei den Polen, bei denen ich im Haushalt gearbeitet habe, schon perfekt polnisch sprechen gelernt. Die Bauersfrau war sehr freundlich, wir bekamen zu Essen und zu Trinken und wir bekamen jeder ein Bett. Am nächsten Morgen wurden wir vom krähenden Hahn geweckt. Es gab wieder Frühstück mit frischer Milch, grad von der Kuh. Nach dem Frühstück bedankten wir uns und ich gestand, dass wir Deutsche sind. Die Bauersfrau lächelte, und sagte, sie habe sich das schon gedacht.

Dann ging es zu Fuß weiter. Wir waren schon einige Stunden gelaufen und Werner konnte nicht mehr. Er setzte sich auf einen Kilometerstein und ich ging weiter. Die Entfernung zwischen uns wurde immer größer und ich ärgerte mich sehr, weil er nicht kam. Da gab ich mir einen Ruck und ging zurück. Ich nahm ihn an der Hand und redete ihm gut zu. Da kam plötzlich ein Pferdefuhrwerk, wir waren gerettet. Wir setzten uns mit Erlaubnis hinten drauf und durften ein gutes Stück mitfahren. Gegen Mittag waren wir endlich wieder zu Hause. Was hatte ich unserer armen Mutter angetan! Mit noch anderen

deutschen Frauen wurde überall nach uns gesucht. Ich fürchtete mich vor einer Bestrafung, aber Mutti hat uns in ihre Arme genommen und an sich gedrückt. Wir mussten nur versprechen, dass wir so etwas nie mehr wieder machen.

Unsere Mutter hat noch immer jeden Morgen in unserem ehemaligen Geschäft bei der polnischen Besitzerin Milch verkauft, dafür bekam sie einen Liter Milch geschenkt. Auch hat sie weiterhin für einige Polen die Wäsche gewaschen, dazu kam dann der Lohn, den ich im Haushalt verdient habe. So haben wir uns recht und schlecht am Leben gehalten. Nun stand Weihnachten vor der Tür und wir waren alle sehr traurig, denn unsere Verwandten waren ja fast alle in Westdeutschland. Außer Tante Hilda, sie hatte inzwischen einen deutschen Rechtsanwalt geheiratet und beide haben die polnische Staatsangehörigkeit angenommen. Sie lebten auf der Niedergasse bei unserer alten Urgroßmutter Mathilde Böhm. Sie war die zweite Ehefrau von meinem längst verstorbenen Urgroßvater.

Für Weihnachtsgeschenke hatten wir kein Geld, wir waren in unserer Wohnung nur geduldet und hatten wenig zu Essen. In unsere Pfarrkirche durften wir nicht hinein, denn wir waren als Deutsche mit der weißen Armbinde gezeichnet. Werner und ich konnten auch immer noch nicht zur Schule gehen. Wir waren eine Minderheit armseliger deutscher Menschen. Ich lernte im polnischen Haushalt nicht nur polnisch sprechen, sondern auch lesen und schreiben. Das kam unserer Mutter oft zu Gute, denn sie bekam ab und zu Besuch von der Polizei wegen irgendwelchen angeblichen Verbrechen, die wir begangen haben sollten. Werner hat mich dann schnell von meiner Arbeitsstelle geholt, es waren nur fünf Minuten Weg, und ich konnte als Dolmetscher alles aufklären.

Im Februar 1947 lag in Glatz viel Schnee und wir Kinder sind so oft wie möglich mit dem Schlitten gefahren. Meine kleine Schwester Rosi rodelte eines Tages mit noch einem kleinen Jungen den Ring herunter. Sie fuhren so schnell, dass sie unten über die Straße, dann auf den Bürgersteig ins Schaufenster eines Schuhgeschäftes rutschten. Die Scheibe zerbrach, doch die Kinder blieben fast unverletzt. Den kalten Winter hatten wir nun auch gut hinter uns gebracht, und im Frühjahr sollte Werner zur ersten heiligen Kommunion gehen. Zwar nicht in unserer schönen Pfarrkirche, wo wir Kinder alle getauft wurden, sondern in der Minoritenkirche. Tante Hilda gab dem Werner Kommunionunterricht. Nun war es so weit. Der arme Werner hatte aber keine Schuhe, so musste er mit nackten Füßen zur ersten heiligen Kommunion gehen.

Dann kam ein ganz schrecklicher Tag für uns. Es war Anfang Juli 1947. Wir erhielten von der polnischen Polizei die Nachricht, dass wir in zwei Tagen im Finanzamt erscheinen müssen für den Abtransport aus Glatz. Wenn wir aber die polnische Staatsangehörigkeit annehmen würden, könnten wir bleiben. Das wollte aber unsere Mutter nicht, sie sagte: Wir sind und bleiben Deutsche.

Nun mussten wir packen, und es viel uns schwer, denn wir mussten entscheiden, was nehmen wir mit, und was bleibt hier. Mutti sagte: Das Wichtigste sind die Papiere und dann so viel wir tragen können. Nachdem wir gepackt hatten, legte Mutti in der Küche eine saubere Tischdecke auf den Tisch und stellte eine Vase mit Blumen darauf. Der Abschied von zu Hause war schwer. Ein Pole hat uns dann mit Pferd und Wagen zum Finanzamt gebracht. Drei Tage mussten wir dann dort ausharren.

Geschlafen haben wir auf unserem Gepäck, die letzte Nacht sogar auf dem Hof, unter freiem Himmel. In dieser Nacht war es sehr kalt, wir haben alle gefroren. Dann hieß es, mit dem Gepäck aufstellen zur Kontrolle. Alle mussten ihre Koffer und Taschen aufmachen und die polnischen Polizisten bedienten sich, sie nahmen sich, was sie wollten. Wir waren machtlos und schauten zu. Dann bekam jeder eine Nummer an die Mütze oder an den Mantel geheftet.

In einem langen Treck zogen wir mit vielen Frauen, Kindern und Männern an der Minoritenkirche vorbei in Richtung Hauptbahnhof. Auf einem Bahnsteig mussten wir mit unserem Gepäck eine Zeit lang warten, bis dieser schreckliche Zug kam. Als wir alle so auf unserem Gepäck saßen und warteten, fiel unserer Mutter plötzlich ein, dass sie für Rosi den Nachttopf und die Ritsche (Fußbank) vergessen hatte. Mutti sagte zu uns: Ich lauf mal schnell nach Hause. Den Weg, den sie hin und her laufen musste, war bestimmt 4 km weit. Die Gefahr, in der sich unsere Familie in der Stunde befand, konnte ich mit meinen 13 Jahren noch nicht ermessen und unsere Mutter hatte wohl an nichts Schlimmes gedacht. Trotzdem war ich froh, als ich sie wieder kommen sah, noch bevor der Güterzug da war.

Der Zug hatte 49 Viehwagens, in jeden dieser Wagen kamen 30-35 Personen. Wir lagen alle, jeder auf seinem bisschen Hab und Gut. In der Nacht um halb drei wurden die Schiebetüren geschlossen und von außen verriegelt. Dann setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Man hörte die Menschen singen: Nun Ade du mein lieb Heimatland, lieb Heimatland Ade. Es war eine bedrückende Stimmung in unserem Wagen. Ab und zu blieb der Zug stehen, aber keiner wusste, warum und wohin es geht.

Jeden Tag wurde einmal die Tür geöffnet, und wir bekamen eine Suppe serviert. Unsere Mutter hatte in Glatz ein Säckchen voll Brot getrocknet, das war unser Glück, denn außer dieser Suppe, einmal am Tag, bekamen wir nichts zum Essen. Am zweiten Tag unserer Reise erlebten wir schreckliche Stunden. Da war eine Frau in unserem Wagon, die verlor ihren Verstand. Sie weinte plötzlich und schrie immer wieder: Das ist meine Rosmarie! Wir waren alle entsetzt, denn es handelte sich um meine kleine Schwester. Man konnte nicht mit ihr reden, sie wollte nur ihre Rosmarie wiederhaben. Unsere Mutter war verzweifelt! Die Belastung der Vertreibung und nun auch noch dieses Drama.

Beim nächsten Halt wurde unsere Schiebetür geöffnet und die Frau wurde aus dem Wagen geholt. Ob sie in ein Krankenhaus oder in einen Krankenwagen gekommen ist, wurde uns nicht bekannt gegeben. Im Waggon war während der Fahrt eine unerträgliche Hitze. Durch das kleine Gitterfenster kam fast keine Luft rein.

Am dritten Tag unserer Reise mussten wir alle aussteigen, und es ging zur Entlausung. Da war am Bahnsteig ein Raum, und im Gänsemarsch wurden wir da durchgeschleust. Mit einer Puderspritze wurden wir überall dort bestäubt, wo Haare wachsen. Dann ging es so, wie wir gekommen waren, zurück in unseren Waggon. Den richtigen Wagen konnten wir nicht verfehlen, da er die gleiche Nummer hatte, wie jeder Vertriebene an seiner Mütze oder am Mantel. Beim nächsten Halt wurden unsere Papiere kontrolliert – wir hatten inzwischen von der polnischen Behörde Ersatzpapiere erhalten.

In Kohlfurt wurden wir den Russen übergeben, und es gab eine Wachablösung. Als der Zug das nächste Mal stehen blieb, mussten wir alle mit unserem Gepäck aussteigen. Der Ort hieß Finsterwalde. Die drei schlimmen Reisetage waren nun zu Ende. Vor dem Bahnhof standen russische Militärfahrzeuge. Da mussten wir, unter Bewachung der Russen, mit unserem Gepäck einsteigen. Wir wurden am Rand von Finsterwalde zu einem Lager gebracht. Das bewachte Tor wurde von den Posten geöffnet und wir fuhren in das Lager hinein. Dort bekamen wir eine Baracke zugeteilt, die einige Räume hatte. In diesen Räumen standen nur Betten, ein Tisch und ein paar Stühle.

Wir waren mit mehreren, uns fremden Menschen in einem Raum. Die Morgentoilette fand in großen Waschräumen statt, die Mahlzeiten bekamen wir im Speiseraum, das waren auch Baracken. Wir hatten unter den Vertriebenen einen katholischen Priester, der sonntags im Speiseraum eine heilige Messe gefeiert hat. Da kamen katholische und evangelische Christen. Der Raum war immer sehr voll. Aus dem Lager durften wir nicht raus, es wurde scharf bewacht.

Nach zwei Wochen, am 6. August 1947, der Geburtstag unseres Vaters, wurden wir, gemeinsam mit vielen Menschen aus dem Lager, aufgerufen, und man teilte uns mit, wo wir nun leben würden. Unsere Familie kam in den Kreis Lukau, nach deutsch Sorno. Da standen nun einige Autos und Trecker zum Abholen bereit. Die vier Familien nach deutsch Sorno mussten auf einem Trecker, der voller Milchkannen stand, Platz nehmen. Als wir nach 10 km Fahrt den Ort erreichten, wurden wir zu einem Gasthaus gebracht. In einem großen Saal, in einer Ecke, durften wir uns mit unserem Gepäck auf der Erde niederlassen.

Dann kamen Bauern aus dem Dorf und suchten sich Arbeitskräfte aus. Uns mochte Keiner, da wir drei Kinder in der Familie hatten. Eine Sozialbetreuerin brachte uns dann am Abend in ein kleines altes Haus, ein so genanntes Auszugshaus, auf einen Bauernhof. Das Haus war innen schwarz von Ruß und voll von Spinnengewebe. Da sollten wir nun leben. Im Schlafzimmer standen zwei Betten mit Stroh, der Fußboden brach unter meinen Füßen ein. Es war eine schreckliche Nacht für uns. Was glaubten diese Menschen nur, wo wir her kamen?

Am nächsten Tag kam die Dame vom Sozialamt wieder, und wir klagten unser Leid. Am gleichen Tag noch brachte sie uns zu einem älteren, kinderlosen Ehepaar, die uns gar nicht haben wollten. Sie mussten für uns ihr Wohnzimmer abgeben, was ihnen sichtlich schwer fiel. Schnell wurden einige Möbel ausgeräumt und zwei alte Betten aufgestellt, dazu ein Tisch und drei Stühle. Wir richteten uns so gut es ging ein, aber kochen durften wir nur in einem Anbau, wo noch keine Tür und kein Fenster war.

Nun kam der große Hunger. Wir suchten auf den abgeernteten Feldern nach Ähren oder nur Körnern, damit wir eine Suppe kochen konnten. Auch Steckrüben haben wir von den Feldern gestohlen, damit die Suppe etwas dicker wurde. Geld hatten wir, da zu der Zeit in der russischen Zone noch die Reichsmark gültig war. Nur ohne Bezugsschein oder Lebensmittelkarten gab es nichts zu kaufen. Wir haben in unserer Not die Zuckermarken in Mehlmarken eingetauscht. Kohle zum heizen hatten wir

auch nicht. Deshalb bin ich mit Werner in den Wald gegangen, und wir haben Kiefernzapfen als Feuerung gesammelt.

Mutti hatte inzwischen an Tante Hilda nach Glatz geschrieben, damit sie wusste, wo wir nun leben. Es dauerte auch nicht lange, da kam eine Antwort mit einer traurigen Nachricht. Tante Hilda teilte uns mit, dass unsere Urgroßmutter Mathilde Böhm verstorben ist. Tante Hilda und ihr Mann haben sie in ein Betttuch gewickelt und mit dem Handwagen zum Friedhof gebracht. Wie es mit der Beerdigung weiterging, weiß ich leider nicht.

Ab dem 1.9.1947 durften wir auch wieder in die Schule gehen. Werner in die erste, und ich in die fünfte Klasse. Das Lernen machte mir Spaß, aber das Spielen in der Pause fand ich kindisch, ich war schon viel zu erwachsen. Alle Kinder hatten Pausenbrote in der Tasche, nur wir nicht. Unser Magen verlangte nach Brot, aber wir hatten nichts. Wenn wir nach Hause kamen, gab es Mehlsuppe. Ich habe die Suppe so hastig hinunter geschlungen, dass sie nach kurzer Zeit wieder heraus kam.

Eines Tages, der Lehrer hatte wohl Mitleid mit uns, bat er die Bauernkinder, sie möchten uns doch abwechselnd in der Pause ein Stück Butterbrot schenken, was die Klassenkameraden auch gemacht haben. Nun hatten wir auch wieder Briefkontakt mit den Eichenauern. Unsere Urgroßmutter Anna Sauer, unsere Oma Ida Niedenzu, Tante Mariechen und Annchen lebten in Büderich bei Düsseldorf. Auch Onkel Rudi war in zwischen aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden. Sie wohnten und arbeiteten bei einem Bauern und hatten satt zu essen. Das war in dieser Zeit das Wichtigste. Unsere Oma wohnte mit ihrer 83 jährigen Mutter in einem Zimmer bei ihrer Schwester in Büderich. Sie ging aber auch zum Bauern arbeiten, um ihr täglich Brot zu verdienen. Wir wären auch sehr gerne nach Büderich umgezogen, aber das war Westdeutschland und wir waren in Ostdeutschland.

Die Grenze war das große Hindernis. Dann erfuhren wir auch, dass Onkel Max und Onkel Erich gefallen waren und Onkel Gerhard noch vermisst wurde. Onkel Karl lebte in der Nähe von Hannover bei seiner Braut. Onkel Alfons war auch inzwischen aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Er lebte in Elten und arbeitete beim Zoll.

Weil es uns so schlecht ging, schrieben wir an Annchen, sie möge mir doch eine Arbeitsstelle bei einem Bauern suchen, damit ich mich wieder satt essen und so meine Familie entlasten könnte. Wir hatten dann vor, schwarz über die Grenze zu gehen. Es dauerte dann gar nicht lange, da schrieb Annchen, dass sie für mich bei einem Bauern eine Arbeitsstelle gefunden hatte.

Im März 1948 habe ich dann in der Schule gesagt, dass ich nach Büderich umziehe und dort weiter zur Schule gehe. Mit einem Schülerüberweisungsschein und einem Zeugnis wurde ich am 24.3.1948 von der Schule in Deutsch Sorno verabschiedet. Wir packten ein paar Sachen ein und gingen am frühen Morgen 9 km bis nach Finsterwalde zum Bahnhof. Von Finsterwalde fuhren wir mit einem Zug so weit wie möglich in Richtung Grenze. Irgendwann hieß es: Endstation, alles aussteigen. Mutti und wir drei Kinder mussten dann zu Fuß weitergehen. Bis zur Grenze waren es noch 25 km. Zu unserem

Glück sind wir an der Grenze freundlichen deutschen Grenzbeamten in die Arme gelaufen, die uns dann noch den weiteren Weg gezeigt haben.

Hinter der Grenze hat uns dann ein Lastwagen ein großes Stück mitgenommen. Die Männer waren so nett und gaben uns drei Kindern Butterbrote zu essen. Am nächsten Bahnhof kauften wir uns Fahrkarten bis nach Düsseldorf. Von Düsseldorf nach Büderich war es nicht mehr weit, und da gab es ja eine Straßenbahn. In Büderich, müde und erschöpft angekommen, gab es erst mal ein freudiges Wiedersehen.

Ich hatte nun eine Arbeitsstelle, aber für meine Mutter und meine Geschwister gab es keine Bleibe. Nach einigen Tagen gab es für uns einen schmerzlichen Abschied. Mutti versprach mir, so bald wie möglich auch nach Westdeutschland zu kommen, für immer. Die arme Frau musste nun mit den beiden Kindern zurückfahren und dann auch wieder schwarz über die Grenze gehen.

Ich hatte nun satt zu essen, musste aber viel und schwer arbeiten. Meine Aufgaben waren: die Schweine füttern, auf dem Feld und im Garten arbeiten. Nun hatte ich auch ein eigenes Zimmer mit blau kariertes Bettwäsche. Ich hab mich vor dieser Bettwäsche so geekelt, dass ich mich nur unten herum zudecken konnte. Lieber habe ich etwas gefroren. Essen durfte ich nur in der Küche mit dem anderen Personal, an Familienanschluss war nicht zu denken. Jeden Monat, am 1. bekam ich für meine Arbeit 30 Reichsmark Lohn. Ich war nun sehr traurig, dass ich nicht mehr zur Schule gehen konnte, noch nicht mal die Berufsschule durfte ich besuchen.

Wenn mein Kummer allzu groß war, konnte ich am Abend zu Annchen gehen – sie war immer für mich da. Sonntags bin ich zur Oma gegangen. Eines Tages sagte sie zu mir: Margot, ich wüsste eine Lehrstelle für dich, in einem Frisiersalon, aber ich weiß nicht, wo du schlafen könntest. Schade, es wäre so schön gewesen. Ich hatte oft Heimweh nach meiner Familie, und es hat nicht lange gedauert, da habe ich es bereut, dass ich mit 14 Jahren diesen Schritt gewagt habe. Jede Woche ging ein Brief von mir an meine Familie nach Deutsch Sorno, und ich bekam auch jede Woche eine Antwort. So war jeder unterrichtet und wusste über das Leben des Anderen bescheid.

Im Winter war die Arbeit auf dem Feld schrecklich. Wir mussten Grünkohl schneiden und in Kisten packen, obwohl alles hart gefroren war. Meine Hände haben sehr wehgetan und waren starr vor Kälte. Schlimm war es an Weihnachten 1948 für mich. Das erste Mal ohne Familie, bei fremden Menschen. Ich habe am Heiligen Abend im Bett gelegen und bitterlich geweint. Am 1. Feiertag, als ich zum Frühstück in die Küche kam, lag ein bunter Arbeitskittel auf meinem Platz. Am Nachmittag waren wir alle bei der Oma in ihrem kleinen Zimmer.

Im zweiten Jahr bekam ich 40 DM Lohn im Monat. Dafür konnte man sich nach der Währungsreform schon etwas leisten. Im Frühjahr musste ich auf dem Feld eine ganze Pferdekarre Dünger zerstreuen. Diese Arbeit empfand ich wie eine Strafe. Der Bauer war rücksichtslos, er hat mich richtig ausgenutzt. Wenn Erntezeit war, wurden noch zusätzlich Frauen eingestellt. Wir haben uns dann auf dem Feld über meine ehemalige Heimat in Glatz unterhalten. Da wurde ich nur ausgelacht, keiner hat mir etwas

geglaubt. Die Frauen sagten, alle die von drüben kommen, haben was gehabt. Mir hat das in der Seele wehgetan.

Im November 1949 bekam ich eine Aufforderung, dass ich zur Berufsschule kommen muss. Irgendjemand hatte den Bauern angezeigt, weil er es zu verhindern versucht hatte. Gern bin ich einmal in der Woche zur Schule gegangen – das waren für mich schöne Stunden. Im Dezember 1949 verstarb unsere Urgroßmutter Anna Sauer im Alter von 85 Jahren. Großmutter, wie wir sie liebevoll nannten, hatte 11 Kinder, 47 Enkelkinder und 5 Urenkel. Es gab eine große Beerdigung. Aus allen Richtungen kamen die Verwandten angereist. Nur unsere arme Mutti durfte nicht aus der russischen Zone ausreisen.

Als mich dann mein Chef vergewaltigen wollte, ich aber Glück hatte, mochte ich nicht mehr dort bleiben und kündigte im Dezember 1949. Ich bat Tante Mariechen, mir zu helfen, ich wollte zurück zu meiner Familie. Tante Mariechen nahm sich Urlaub und fuhr mit mir im Januar 1950 mit dem Zug zur Zonengrenze. Dort angekommen suchte sie sich einen Grenzgänger, sie hatte Strumpfhosen als Zahlungsmittel mitgenommen. Der Grenzgänger ließ sich vorher bezahlen und brachte uns dann zu einem Straßengraben. Er sagte: Ihr müsst nun versuchen über die Straße zu kommen, dann seid ihr in der russischen Zone. Er schlich sich davon und wir vorsichtig über die Straße.

Als wir auf der anderen Straßenseite waren, wurden wir von den Russen in Empfang genommen. Sie brachten uns in eine Holzbaracke, wo schon einige Gefangene standen. Als der Raum voll war, kam ein Lastwagen und wir mussten alle aufsteigen. Wir wurden zu einem großen Haus gebracht, welches als Gefängnis diente. In einem großen Raum, wo schon viele Menschen auf der Erde saßen, wurden wir aufgefordert Platz zu nehmen. Zwischendurch wurden wir mal zum Verhör raus gerufen. Nach etwa vier Stunden, es war schon dunkel, brachte man uns zu einer Pferdekutsche. Wir mussten einsteigen und fuhren durch einen Wald bis zu einem Schlagbaum.

Nun hieß es. Aussteigen, und auf unsere Frage, wo wir jetzt sind, antwortete man uns nur: in Westdeutschland. Aber wo in Westdeutschland – das wurde uns nicht gesagt. Wir sind dann einfach losgegangen und kamen in Helmstedt an. Dort in der Nähe wohnte Onkel Alfons, der Bruder meines Vaters, mit seiner Familie. Ihn haben wir dann aufgesucht. Da gab es ein freudiges Wiedersehen, aber nach zwei Tagen ging es zurück ins Rheinland. Annchen hat mir wieder eine neue Stelle bei einem Bauern gesucht.

Im März 1950 starb die Eichenauer Oma mit nur 63 Jahren. Im September 1950 bin ich auch wieder bei dem Bauern weggegangen, in einen Haushalt. Die Arbeit war für mich leichter und auch schöner. Bis März 1951 durfte ich noch in die Berufsschule gehen. Ab 1952 bin ich einmal im Jahr zu meiner Familie nach Deutsch Sorno gefahren. Natürlich nur mit der schriftlichen Aufenthaltsgenehmigung der russischen Besatzung. Auch meine Schwester Rosemarie kam zu mir nach Buderich in den Schulferien.

Im März 1953 habe ich bei Annchen, sie war zu der Zeit schon verheiratet, meinen jetzigen Ehemann Heinz Kerres kennen gelernt. Er war nett und freundlich zu mir und strahlte viel Wärme aus. Es war meine erste richtige Freundschaft mit einem Mann. Wenn wir uns einmal in der Woche trafen, war er immer höflich und anständig - das imponierte mir. Im Sommer hat Heinz mich seiner Mutter vorgestellt, die auch sehr freundlich und lieb zu mir war. Ich hatte zu der Zeit eine schöne Arbeitsstelle, es war die Bübericher Apotheke. Ich konnte im Haus und im Labor arbeiten, was mir viel Spaß gemacht hat. Ich bekam jeden Monat 100 DM Lohn, dazu Kost und ein eigenes Zimmer.

Ostersonntag 1954 haben wir uns im Kreis der Familie feierlich verlobt. Und Ostermontag sind Heinz und ich nach Deutsch Sorno zu meiner Familie gefahren, wo wir noch einmal unsere Verlobung gefeiert haben. Von da an haben wir die Flucht von Mutti und meinen Geschwistern aus der russischen Zone geplant. Bei jedem Besuch wurden Federbetten, Wäsche und andere Dinge mit ins Rheinland genommen. Es war ja streng verboten, was wir machten, denn aus der Zone durfte nichts ausgeführt werden. Wenn die Grenzposten unsere Koffer geöffnet hätten, wäre alles beschlagnahmt worden. Aber wir hatten Glück. Wenn der Zug über die Grenze fuhr, fiel uns immer ein Stein vom Herzen.

Im Februar 1955 wurde ich krank und musste operiert werden. Meine Arbeitsunfähigkeit dauerte 3 ½ Monate. Das war für meinen Arbeitgeber zu lange, darum verlor ich leider meine schöne Stelle. Meine zukünftige Schwiegermutter war so freundlich, und hat mir in ihrem Haus ein Zimmer zur Verfügung gestellt. Ich fand eine neue Arbeitsstelle in Neuss, in einer Großküche. Dort habe ich viel Geld verdient, und wir konnten für unsere geplante Hochzeit sparen.

Am 20. August 1955 haben Heinz und ich geheiratet. Mutti und meine Geschwister bekamen für die Hochzeit eine Reiseerlaubnis. Nun waren alle Verwandten wieder einmal zusammen. Doch nach einer Woche musste Mutti mit meinen Geschwistern wieder abreisen. Im Frühjahr 1956 habe ich meinem Bruder einen Brief geschrieben und ihn gebeten, er möge bitte Taufpate bei unserem 1. Kind sein. Mit diesem Brief ist Werner zu seinem Chef gegangen und er hat Urlaub und auch eine Reiseerlaubnis bekommen. Dieses Kind gab es aber zu dieser Zeit noch nicht, das sollte nur der Anfang einer Familienzusammenführung sein. Werner brachte sein Fahrrad und etwas Gepäck mit. Er hat bei uns gewohnt und auch gleich in seinem Beruf eine Arbeitsstelle gefunden.

Gemeinsam haben wir in unserem Stall, mit Genehmigung meiner Schwiegermutter, ein Zimmer ausgebaut. Am 15. Juli 1956 hat sich unsere Mutter mit unserer Schwester Rosmarie in der Nacht heimlich auf den Weg gemacht und sind von Finsterwalde mit dem Zug nach Berlin gefahren. Mit vielen Hindernissen sind die Beiden wohlbehalten im Auffanglager Berlin angekommen. Mit einer von unserer Gemeinde bestätigten Versicherung, dass für Mutter und Tochter eine Wohnung vorhanden ist, wurden sie am 5.8.1956 kostenlos von Berlin nach Düsseldorf geflogen.

Nun waren wir nach neun langen Jahren endlich wieder zusammen. Meine Mutter hatte fast gar nichts mehr, war aber glücklich, dass die lange Zeit in der russischen Zone ein Ende hatte. Nun gab es wieder einen neuen Anfang, wobei viele liebe Menschen geholfen haben. Mutti sagte zu uns: Die

Jahre in der russischen Zone waren verlorene Jahre. Meine Schwester ging wieder zur Schule und unsere Mutter fand schnell eine Arbeitsstelle. Nach einem Jahr bekamen meine Mutter und meine Geschwister ganz in unserer Nähe eine schöne Wohnung von der Gemeinde zugewiesen. Nur ein Wehrmutstropfen blieb – von unserem Vater haben wir nie mehr etwas gehört.

Ich selbst wurde für viele schwere Jahre entschädigt, in dem ich ein glückliches, zufriedenes Eheleben führe und drei gesunden Kindern das Leben schenken durfte. Wir haben ein gemütliches Heim mit einem großen Garten. Inzwischen sind unsere Kinder erwachsen und haben einen schönen Beruf. Zu meinem Bedauern und seelischem Schmerz lebt keines der drei Kinder in unserer Nähe. Der älteste Sohn wohnt mit seiner Familie am Bodensee, die Tochter wohnt im Schwarzwald und unser jüngster Sohn wohnt mit seiner Familie in der Schweiz. Leider sehen wir auch unsere Enkelkinder sehr selten – das schmerzt besonders sehr.

In meiner schlesischen Heimatstadt Glatz bin ich mit meinem Ehemann Heinz in den letzten Jahren schon mehrmals gewesen. Als wir das erste Mal dort waren, habe ich bitterlich geweint, denn das Elternhaus stand nicht mehr. Alles war dem Erdboden gleichgemacht. Inzwischen weiß ich, was mich in Glatz erwartet. Ich erfreue mich an der schönen Gegend, an den Bergen und Tälern. Aber auch an so manchem schöne heimische Eckchen in der Stadt Glatz. Trotzdem würde ich ohne meinen Mann Heinz nicht mehr dorthin reisen, denn der Schmerz sitzt immer noch sehr tief in mir.

***Margot Kerres***

### Nachwort

Ich habe meine schönen Jahre, die ich als Kind in Glatz erleben durfte, so wie auch die schlimmen Jahre unter den Polen mit der Vertreibung aus der Heimat aufschreiben müssen. Ich wollte mir damit etwas von der Seele schreiben.

Ich möchte aber auch, dass meine Kinder und Enkelkinder erfahren sollen, wie viel Leid der Krieg über unsere Familie gebracht hat.

Zum Schluss noch ein herzliches Danke an unsere liebe Mutter. Für ihre unermüdliche Aufopferung und Fürsorge, die sie uns drei Kindern hat zukommen lassen, in dieser so schweren Zeit.

Ich möchte auch meiner Tochter Roswitha danken. Sie hat mir sehr geholfen meine Erlebnisse niederzuschreiben.

Margot Kerres, geb. Böhm